

Kaminski
Flimmer-
geschichten

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2164

»Mein ehemaliger Programmdirektor«, so der Autor in seinem Vorwort, »pflgte zu sagen, das Fernsehen könne nicht besser sein als seine Mitarbeiter. Eher schlechter. Alles komme darauf an, wer sie auswählt. Ist der Personalchef ein Idiot, rekrutiert er Idioten. Am meisten schätzt er Leute, die noch dümmer sind als er. Dann ist er König. Im Reich der Arschbacken – sagen die Juden – ist auch der Furz eine Nachtigall. Ich habe mich daran gewöhnt, unter Nachtigallen zu arbeiten. Und nun fragen Sie mich, wie ich das ertragen konnte. Einunddreißig Jahre lang. Das will ich ihnen verraten.« Mit und in den *Flimmergeschichten*, einer Sammlung von zehn Erzählungen.

»Kaum jemals sind die Tücken des Massenmediums so brillant analysiert und in knappen Anekdoten geschildert worden wie in Kaminskis *Flimmergeschichten*. Die Mechanismen polnischer Zensur und Propaganda sind die eine Seite dieser Erzählungen; eine andere ist die wahrheitsfälschende, das Demagogische immer schon in sich tragende Eigengesetzlichkeit des Fernsehens, die auch uns westliche Zuschauer angeht.«

Jens Jessen, Frankfurter Allgemeine Zeitung

André Kaminski
Flimmergeschichten

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 1993

suhrkamp taschenbuch 2164

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1990

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags Frankfurt am Main und Leipzig

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38664-4

für Doris

FLIMMERGESCHICHTEN

Flimmern. Das ist ein regelmäßiges Zeitwort. Und eine Promenadenmischung zwischen Flunkern und Schimmern. Warum eine Promenadenmischung? Weil sie auf der Promenade zustande kam. Auf der Straße. Durch Kreuzung zwischen einem Köter und einer streunenden Hündin. Leibniz hat einmal gesagt, der Hund sei ein von Flöhen bewohnter Organismus, der bellt. Heute hält man sich – neben Hunden – vor allem Fernsehapparate, und Leibniz würde jetzt sagen, das Fernsehen sei ein von Parasiten bewohnter Organismus, der flimmert. Eine plebejische Angelegenheit. Ein Begleiter, der flunkert und schimmert. Das jämmerliche Produkt zweier Bastarde: Film und Radio. Ein Bastard der dritten Generation, könnte man sagen. Und dieser Superbastard hat die Welt auf den Kopf gestellt. Zwei Milliarden Erdbewohner verbringen die Hälfte ihres Daseins vor dem Flimmerkasten. Ich persönlich ging noch weiter: Ich verbrachte die Hälfte meines Lebens damit, ihn zum Flimmern zu bringen. Als Reporter, Dramaturg und Regisseur. Ich war ein sogenannter Publikumsliebbling. Ich durfte sagen, was niemand zu sagen wagte. Ich durfte flunkern und schimmern. Flittern und glimmen. Sogar die Wahrheit durfte ich sagen, denn ich gehörte zu den wenigen Auserwählten, die vor der Kamera stehen und sich dort zur Schau stellen. Dafür wurde ich bezahlt. Als Exhibitionist vom Dienst, als Unterhaltungsstrategie und Wahrsager für Anspruchslose. Ich gehörte zu den Eintagsfliegen, die sich von Einschaltquoten ernähren. Ich wußte: Wenn wir den Massen nicht mehr gefallen, schalten sie ab, und unsere Karriere

ist vorbei. Je besser wir sind, desto schlechter. Unser Erfolg ist umgekehrt proportional zum Gewicht unseres Hirns. Ich habe es im Flimmergeschäft 31 Jahre lang ausgehalten. Das spricht gegen mich. Theoretisch. Aber nicht praktisch. Sie werden gleich sehen, warum.

Mein ehemaliger Programmdirektor, Jerzy Panski, pflegte zu sagen, das Fernsehen könne nicht besser sein als seine Mitarbeiter. Eher schlechter. Alles komme darauf an, wer sie auswählt. Ist der Personalchef ein Idiot, rekrutiert er Idioten. Am meisten schätzt er Leute, die noch dümmer sind als er. Dann ist er König. Im Reich der Arschbacken – sagen die Juden – ist auch der Furz eine Nachtigall. Ich habe mich daran gewöhnt, unter Nachtigallen zu arbeiten. Und nun fragen Sie mich, wie ich das ertragen konnte. 31 Jahre lang. Ich will es Ihnen verraten. Weil ich ein Schmuggler war. Ein sogenannter Kulturschmuggler. Ich spielte den billigen Jakob und verteilte Edelsteine unter das Volk. Sie waren nicht falsch, wie alle meinten, sie waren echt. Und niemand wußte es. Ich brachte die Menge zum Lachen, und den Leuten liefen Tränen übers Gesicht. Die Zuschauer hielten mich für einen der ihren. Dabei gehörte ich zur Gegenseite. Ich war ein Trojanisches Pferd und nahm die Festung von innen.

Ich bin kein Kulturpessimist. Ich sage nicht, daß der Flimmerkasten uns in den Abgrund führt. Im Gegenteil. Ich behaupte, das Fernsehen ist die größte Chance aller Zeiten. Aber nur eine Chance. Es gilt dabei, schlau zu sein und sich richtig zu verkleiden. Den Hanswurst zu spielen und die Leute zum Nachdenken zu verführen. Ich weiß, daß niemand gern denkt. Ich denke selbst nicht gern, weil es mich ermüdet. Darum muß man mogeln. Flunkern und Schimmern muß man, bis die Botschaft durchsickert.

Und nun erzähle ich Ihnen ein paar Geschichten aus meiner Fernsehzeit.

André Kaminski

CURRICULUM

Jedes Curriculum ist
ein gepanschter Lebenslauf.
John Rockefeller

Ich kam zur Welt, als Wladimir Zworykin den ersten elektronischen Bildabtaster schuf, die sogenannte Ikonoskopröhre. Somit fiel mein Geburtstag mit der Erfindung des Fernsehens zusammen. Das war von nicht zu unterschätzender Bedeutung für meinen Werdegang. Alle entscheidenden Momente meiner Entwicklung stehen im Licht dieser Tatsache. Mein ganzes Leben strebte einem einzigen Ziel entgegen: der Übertragung bewegter Bilder mit den Mitteln der Funktechnik. Niemand konnte voraussehen, daß die bewegten Bilder mein Schicksal werden sollten. Niemand konnte ahnen, daß die wirren Geschehnisse meiner Jugendjahre einer mysteriösen Bestimmung unterlagen. Nur ich wußte, daß mein Schiff einem sicheren Hafen entgegensteuerte. Diesem Hafen kann ich nicht entrinnen, was auch immer ich zu tun versuche. Wenn ich heute auf jene Zeit zurückblicke, erkenne ich einen roten Faden, der mich durchs Labyrinth des Schicksals leitet. Meine Persönlichkeit festigte sich zwar nur langsam, doch ließ sich bald feststellen, daß in mir ein flimmernder Charakter heranreifte. Ob ich es wünschte oder nicht – ich *mußte* ein Fernsehmann werden. In meiner Kindheit gab es noch keine Gitterantennen auf den Dächern. Kein Hellseher hätte prophezeit, daß einst die arme Menschheit ihre Zeit vor dem Glotzkasten verträdeln würde – doch im Knäuel meiner Chromosomen keimte ein

Gen, das sich auf die neue Epoche vorbereitete: auf die Kulturrevolution des flimmernden Bildschirms.

Ich bin also ein geborener Flimmermensch, doch die Wege zum Olymp sind verschlungen. Etliche Jahre lang spürte ich nur, daß ich ein allseitig begabter Jüngling war. Meine Berufsträume flackerten in die verschiedensten Richtungen. Zuerst wollte ich Feuerschlucker werden. Dann Unterhaltungsmusiker. Danach Zauberkünstler im Wiener Prater. Darauf Seiltänzer, Löwenbändiger und Hellseher. Später lernte ich in Jerusalem den berühmten Uri Senfkorn kennen und beschloß, meine Begabung der Parapsychologie zu widmen. Alle diese Tendenzen entsprachen meiner Grundanlage – der Berufung zum Schaugewerbe. Als ich älter wurde, rieten mir hervorragende Zeitgenossen, unbedingt zur Bühne zu gehen. Sowohl Kolakowski als auch Rosenheim ermahnten mich, alles liegenzulassen und ins Flimmergeschäft einzusteigen. So kam es, daß ich im Jahre 1966 bei Jerzy Markuszewski assistieren durfte. Er war mit meiner Arbeit zweifellos sehr zufrieden, doch sagte er mir voraus, daß ich die endgültige Erfüllung nicht in der Filmbranche, sondern am kleinen Bildschirm finden würde.

Ich beginne nun mit der Niederschrift meines Curriculum und werde dabei jene Ereignisse besonders hervorheben, die zur Kristallisierung meiner Neigungen beigetragen haben. Als Ausgangspunkt sehe ich meinen ersten Schulbesuch im Zürcher Gablerschulhaus, das sich bezeichnenderweise nur fünfzig Meter von der Engekirche befand. Bei »Gabler« dachte ich an die Klauen einer Gabel, an die Spitzbolzen eines mittelalterlichen Folterinstruments; bei »Enge« fiel mir nichts anderes ein als ein Würgeengel, der mich in die Enge, in die Ecke, in die Sackgasse trieb und mich mit eisernen Pranken erdrosseln wollte. Vom ersten Schultag an verabscheute ich die Gablerschule *und* die Engekirche, obwohl jener Tag ein Knospentag war.

Die ganze Welt duftete nach frischer Wäsche und blauem Himmel, doch der Backsteinklotz, den ich zu betreten hatte, stank nach Urin und Salmiakgeist. Mein Vater war ein Mann der nüchternen Wissenschaft und belehrte mich, daß heute der Tag aller Tage sei. Der Wendepunkt, von dem es kein Zurück gebe. Diese Aussicht erschreckte mich zutiefst. Kalter Schauer überrieselte mich, als er mit hochgezogenen Brauen verkündete, es sei nun genug getrödelt und höchste Zeit, erwachsen zu werden. Was sollte das bedeuten? Meine Eltern hatten zu diesem Thema grundverschiedene Auffassungen. Mein Vater befand, Erwachsenwerden heiße, gegen den Strom zu schwimmen und ein unversöhnlicher Neinsager zu werden. Meine Mutter hingegen war eine friedfertige Person. Sie meinte, man müsse sich anpassen, freundlich sein und versuchen, nicht aufzufallen. Beide Theorien hatten es in sich. Beide Elternteile konnten sich auf fünftausend Jahre Menschheitsgeschichte berufen. Ich aber hatte keine Lust, mich zu entscheiden. Weder für den widerborstigen Vater noch für die kompromißbereite Mutter. Ich gelobte mir, solange wie möglich ein Kind zu bleiben. Ich bin es geblieben und das kam mir – auf dem Weg zum Fernsehen – in jeder Beziehung zustatten. Meine Eltern hingegen stritten sich heftig über den für mich richtigen Weg, bis wir endlich vor dem Schulhaus ankamen. Ich hielt mich aus allem heraus und sprach kein Wort. Ich hatte einen puterrotten Kopf und schämte mich bis in die Wurzeln meiner Seele – denn meine Eltern waren ein einziges Ärgernis für mich. Sie redeten nicht nur laut, sondern hatten auch ein exotisches Aussehen. Meine Mutter trug ein goldgelbes Seidenkleid und einen breitrandigen Strohhut, mein Vater einen eleganten Anzug aus englischem Wollstoff, einen sogenannten »Pepper-and-Salt«, und ein flottes Poschettchen in der Westentasche. Ich schwitzte vor Scham, denn alle anderen Eltern sahen aus, wie man eben aussieht. Keine Seiden-

kleider, keine Poschettchen. Die Mütter hatten riesige Brüste, die Väter rotgeäderte Wurstnasen. Ich hätte alles hergegeben, meine gesamte Briefmarkensammlung zum Beispiel, um solche Eltern zu haben. Unauffällige, biedere, grunddurchschnittliche Dutzendbürger, die sich durch nichts auszeichnen und untergehen im Ozean des Mittelmaßes. Im nachhinein betrachtet, sehe ich da bereits die Züge des Fernsehmanns, lange bevor es das Fernsehen gab. Ein Vierteljahrhundert vor der Zeit huldigte ich dem Massengeschmack, und was da nicht hineinpaßte, verursachte mir Übelkeit. Meine Eltern paßten nicht hinein. Sie waren Fremdkörper in meinem Biotop, zwei unschickliche Haare in der Schweizer Gemüsesuppe. Am liebsten hätte ich sie verleugnet. Aber das ging leider nicht.

Alle Mütter und Väter standen todernst an den Wänden. Alle harnten mit zugenähten Gesichtern der Geschehnisse, die sich jetzt ereignen sollten. Nur *meine* Eltern waren kreuzfidel und unbeeindruckt von der Feierstimmung. Das machte mich rasend. Mein Vater ging so weit, mit einem kleinen Mädchen zu schäkern, wobei dieses abwechselnd errötete und erbleichte. Genauso war es, und mein Vater schäkerte sogar auf hochdeutsch. Ich bebte vor Verlegenheit und wäre ohnmächtig umgefallen, wenn in diesem Augenblick nicht die Tür aufgegangen wäre. Herr Wespi trat ins Klassenzimmer. Der Alptraum meiner Jugendzeit. Er sah aus wie ein Kürbis vom letzten Jahr und fletschte mit den Zähnen. Ich zitterte davor, daß er mich gleich zerschmettern würde, weil ich so abartige Eltern hatte. Streng stellte er sich vor die Kinder und verkündete – mit bösem Seitenblick auf meinen Vater, der unverschämt weiterschäkerte –, daß jetzt alle etwas vorsingen müßten. Aber etwas Schönes, damit sich die anwesenden Eltern nicht zu schämen bräuchten. Eugen Meier war als erster dran. Er jodelte etwas von einem Briener Püürli. Dann folgte Ruthli Eichenberger, die eine

rote Masche am Zopf trug. Sie trällerte, ihr Vater sei ein Appenzeller und fresse den Käse mitsamt dem Teller. Als nächster war Rolf Baumann an der Reihe, mein späterer Todfeind, der die Nationalhymne grölte. Dann warfen sich ein paar andere in die Brust, die nicht minder vaterländische Klänge von sich gaben. Und *jetzt* trat *ich* in die Arena. Ich hatte keine folkloristische Vorbildung und sang, was mir gerade in den Sinn kam, einen Schläger, der damals durch die Gassen hallte und den ich – Gott weiß warum – besonders lustig fand: »Ich habe Fräulein Len, baden sehn, ach wie schön!« Das war mein erster Auftritt vor dem hochverehrten Publikum. Meine Premiere auf dem großen Welttheater – aber sie wurde ein Skandal ohnegleichen. Der Beweis war erbracht, daß ich eine Mißgeburt war und jenseits der bürgerlichen Gesellschaft enden würde. Alle Eltern erkannten im Flug, daß ich ein Wurm war im Holz. Nicht der richtige Umgang für ihre Kinder. Sieben Jahre alt, hieß es, und schon so verdorben. Schaut unbekleideten Damen zu, wenn sie ins Bad steigen, ach wie schön! Von jetzt an konnte ich tun, was ich wollte: Ich war mit dem Odium eines Lüstlings behaftet und dazu noch eines Hanswursts, den man nicht ernstnehmen kann. Dieser Ruf sollte mir bleiben bis zum heutigen Tag. Gott sei Dank, denn er gab meiner Laufbahn die erforderliche Richtung.

Ein paar Monate später bestätigten sich die Befürchtungen der besorgten Eltern. Ich wurde als Sittenstrolch entlarvt und geriet in überaus peinliche Situationen. Wenn ich nämlich die Treppen erklimmte, die zum Klassenzimmer hinaufführten, bot sich mir immer wieder die Gelegenheit, den vor mir hüpfenden Mädchen unter die Röcke zu schauen. Bis heute weiß ich nicht, was daran so verwerflich war. Meine Eltern hatten mir ja ausdrücklich gesagt, es sei höchste Zeit, erwachsen zu werden. Was konnte also lehrreicher sein als dieser Anschauungsunterricht in vergleichender Anatomie?

Was spannender als die Geheimnisse meiner Mitschülerinnen, die so ganz und gar anders waren als ich? Sie hatten lange Locken, kicherten ununterbrochen und schienen etwas zu verbergen, das man nicht benennen durfte. Bei mir zu Hause war man liberal und nannte praktisch alles beim Namen. Aber auf lateinisch. Merkwürdig. Wenn mich etwas brennend interessierte, hatte es einen lateinischen Namen, der das Ganze natürlich aufregender machte. Kurz und gut, es kam der Schicksalstag, an dem ich Ruthli Eichenberger unter den Rock schaute. Sie hatte mich provoziert, die freche Hexe, und aufs Glatteis gelockt, um mich zum Straucheln zu bringen. Keck hatte sie mit den Hüften gewippt und mit dem Hintern gewedelt. Was war mir da anderes übriggeblieben als hinzuschauen? Ich starrte auf die fatale Stelle, und schon war mein Ruf zum Teufel. Der Sündenfall hatte stattgefunden, und die Verführerin rannte zum Lehrer, um mich zu verklagen. Herrn Wespis Mopsgesicht schrumpfte zusammen. Er sah sich bestätigt in seinem Vorurteil, ich war, was er vermutet hatte: ein Sauniggel. »Dem werden wir zeigen, wo Gott hockt. Der soll sich nicht einbilden, er sei etwas besonderes, nur weil sein Vater ein Doktor ist und hochdeutsch spricht!«

Der brave Mann bestellte meinen Vater umgehend in die Schule und erklärte ihm voller Empörung, ich hätte einem unschuldigen Mädchen unter den Rock geschaut. Mein Vater fand die Angelegenheit nicht der Rede wert und fragte nur: »So? Was hat er denn gesehen?«

Diese Frage entsprach der wissenschaftlichen Denkweise meines Vaters. Wenn ich hingeschaut hatte, mußte ich auch etwas gesehen haben. Und wenn ich etwas gesehen hatte, fragte es sich, was. Dem Mopsgesicht verschlug es die Sprache. Er stand da mit offenem Maul und brachte kein Wort hervor. Er konnte ja nicht aussprechen, was ich gesehen hatte, zumal er es gar nicht wußte. Denn Ruthli Eichenber-

ger hatte sich ja nur beschwert, ich hätte ihr unter den Rock geschaut – nicht mehr und nicht weniger. Das Problem war ungelöst und der Lehrer sprachlos. Da sagte mein Vater: »Ich bin ein beschäftigter Mensch. Mein Wartezimmer ist voll von Patienten. Sollten Sie gelegentlich erfahren, was mein Sohn dort gesehen hat, können Sie mich wieder rufen. Adieu!«

Damit drehte er sich um und verließ das Schulhaus. Diesmal bewunderte ich ihn, obwohl er hochdeutsch gesprochen hatte. Nur war damit die Affäre nicht aus der Welt. Von jenem Tag an war ich ein Paria, ein Ausgestoßener, mit dem man nicht verkehren durfte. Ich trug das Stigma eines Sexualtäters, und was das Schlimmste war: Die Mädchen hatten nun wirklich Angst vor mir und rannten davon, wann immer ich auftauchte. Ich war zum Opfer meiner Neugier geworden und wußte nicht, daß mich eben diese Neugier meinem Ziel näherbringen würde. Was wäre denn das Fernsehen ohne Sensationslust? Ein langweiliges Geflimmer, sonst nichts.

Es begann die Zeit meiner Abgeschlossenheit. Vereinsamt träumte ich von einer Beschäftigung, die mich in die Nähe der Frauen bringen würde. Haremswächter wollte ich jetzt werden oder Mädchenhändler oder Produzent in Hollywood. Mein Vater bemerkte meine Not und tröstete mich: »Sei glücklich, mein Sohn, daß dir die Leute aus dem Weg gehen. Alle großen Menschen sind allein. Einsamkeit macht stark.«

Ich sah zwar nicht ein, warum ich wegen meines Unglücks glücklich sein sollte, doch ich gewöhnte mich an meinen Zustand. Ich verbrachte meine Tage ohne die Gesellschaft anderer Kinder und erging mich in melancholischen Selbstgesprächen. Heute weiß ich, daß mein Vater recht hatte. Die unfreiwillige Absonderung schärfte meine Empfindsamkeit und brachte mich dem Ziel näher, dem ich entgegenrüderte.

Ich begreife erst heute, warum mein Blick so fiebrig, mein Gehör so wach und mein Geruchssinn bald so sicher wurden. In meiner Vereinsamung fühlte ich mich sowohl verstoßen als auch geadelt, und allmählich wurde mir klar, daß man im Leben nicht vorwärtskommt ohne ein Mindestmaß von Selbstbewußtsein. Mehr als Selbstbewußtsein – Überheblichkeit braucht man. Ohne Überheblichkeit wird man zertrampelt. Ich entfernte mich also von den sanften Maximen meiner Mutter, die aus mir einen bescheidenen und unauffälligen Menschen machen wollte. Dafür näherte ich mich den Grundsätzen meines Vaters: Krieg zu führen gegen die Philister und vorwärtszustürmen von einem Erfolg zum andern. Das wurde die Losung meines Lebens, der ich treu geblieben bin bis zum heutigen Tag.

Aber kehren wir zurück zum Hochdeutsch meiner Eltern – es bereitete mir mehr Kummer als alles andere. Ich redete Schweizerdeutsch wie alle Kinder auf der Straße. Kaum jemand wußte, daß man bei mir zu Hause hochdeutsch sprach, und ich hütete mein Geheimnis, so gut es eben ging. Jedesmal, wenn meine Eltern am Schulhaus vorbeispazierten, verdrückte ich mich in die abenteuerlichsten Verstecke, um nur nicht mit ihnen ertappt zu werden. Einmal entfloh ich sogar ins stadtweit berühmte Hexenhäuschen, das der Schrecken aller Kinder war, doch schien es mir weniger schrecklich als die Umgangssprache meiner Familie. Ich liebte zwar meine schöne Mutter und meinen gescheiterten Vater – aber es lastete auf mir wie ein Alptraum, daß die beiden sich von den anderen so unterschieden. Sie trugen unmögliche Kleider, aßen fremdländische Scheußlichkeiten, gingen nicht in die Kirche und wußten nicht einmal, was »Jassen« bedeutet. Jassen ist das verbreitetste Kartenspiel in der Schweiz, und wer nicht jassen kann, ist ein fremder Fötzel. Meine Eltern waren nicht nur fremde Fötzel, sondern bildeten sich darauf auch noch etwas ein. Das machte mir das Le-

ben zur Hölle, weil ich ja, wie gesagt, als Flimmermensch zur Welt kam und nichts höher schätzte als das Mittelmaß. Ich wollte kein Außenseiter sein, sondern ein hundsge-
wöhnlicher Brotesser, ein sogenannter Mann von der Straße. Man könnte einwenden, daß dies im Widerspruch zum vorher Gesagten steht. Es sei doch unmöglich, ein Sonderling einerseits und ein Durchschnittsbürger andererseits zu sein – hier Mittelmaß zu postulieren und dort Überheblichkeit. Das ist dennoch kein Widerspruch, es sind dies nur die zwei Seiten *einer* Medaille. Bescheidenheit und Einbildung ergänzen sich. Arroganz und Demut sind Zwillingbrüder. In meinem Fall ganz besonders, weil sich bei mir die väterliche Komponente mit der mütterlichen vermengt. Vielleicht bin ich eine Spur anders als die anderen, doch durchschnittlich aus tiefster Überzeugung. Ich bin der Idealtypus des Fernsehlieblings. Bunt und farblos zugleich. Ich bin ein Niemand und gefalle den Menschen. Seit frühester Kindheit. Als noch niemand etwas wußte von der Zworykinschen Röhre.

An einem Winternachmittag veränderte sich mein Leben. Meine Eltern erschienen im Gablerschulhaus und wollten mich abholen, um mit mir ins Theater zu gehen. Zu einer Kindervorstellung. Man spielte »Hanneles Himmelfahrt«. Von Gerhart Hauptmann. Schauerhaft klang das. Gerhart Hauptmann. Theater. Hanneles Himmelfahrt. Das klang so unerträglich hochdeutsch, daß ich vor Verlegenheit fast das Bewußtsein verlor. Alle Kinder standen feindselig um uns herum und haßten uns noch mehr als sonst: jetzt wußten sie, welche Sprache man bei uns sprach. Sie begafften uns wie exotische Tiere von einem anderen Sonnensystem. Theater war für sie ein Fremdwort. Hauptmann kannten sie nicht einmal dem Namen nach, und wenn sie *einen* herausragenden Zeitgenossen kannten, war es Fritz Hablützel, der Radrennfahrer, der im vergangenen Sommer die Tour de Suisse gewonnen hatte.

Ich spürte instinktiv, daß ich unverzüglich das Weite suchen mußte. Jetzt oder nie. Ich kam mir vor wie ein entlarvter Hochstapler. Und ohne daß meine Eltern mich zurückhalten konnten, verdrückte ich mich durch die Hintertür. Ich floh, suchte verzweifelt einen Schlupfwinkel und fand ihn. Im Hexenhäuschen. Die zerfallenden Mauern verhöhnten mich, grausige Fratzen glotzten von der Decke herab. Ich bebte und schlotterte am ganzen Körper. Aus der Ferne hörte ich undeutliche Rufe und das Schrillen von Polizeipfeifen. Von überall her vernahm ich meinen Namen. Dann kreischte eine Sirene auf, die mir Mark und Bein erstarren ließ. Ich stopfte die Finger in meine Ohren, kauerte in einen Winkel und machte mich klitzeklein. Tränen rannen mir über die Wangen, Angst schüttelte mich. Ich spürte die Nähe von Gespenstern, welche die Fänge nach mir ausstreckten. Schon damals besaß ich eine blühende Phantasie und sah Dinge, die einzig meiner Vorstellung entsprangen. Ich hörte Stimmen, sah Gesichter und glaubte mich von Ungeheuern umringt. Außerdem verging ich beinahe vor Mitleid. Mit mir selbst, vor allem, und meinen armen Eltern, die ihr geliebtes Kind verloren hatten. Am schmerzlichsten aber quälte mich der Gedanke, daß Rolf Baumann jetzt frohlocken konnte. Er war ja ein Antisemit und mußte sich freuen, daß es wieder einen Juden weniger gab. Vollkommen erschöpft vor Aufregung schief ich ein.

Am Morgen danach wurde ich unsanft wachgerüttelt. Zwei Polizisten hatten mich aufgespürt. Sie befahlen mir, in einen vergitterten Wagen zu steigen, und brachten mich mit heulenden Sirenen nach Hause. Jetzt wußten es alle: Ich war ein Tunichtgut und Ausreißer. Aus mir konnte nichts Anständiges werden. Ich mußte schlecht enden. In einer Besserungsanstalt. In der Fremdenlegion. Oder im Schaupferbe.

Jener Morgen, als ich, von der Polizei eskortiert, zu meinen

Eltern zurückkehrte, hatte für mich bedeutsame Folgen. Aber nicht die, welche sich meine Widersacher vorstellten. Im Gegenteil. Von diesem Morgen an wähnte ich mich gewissermaßen in staatlicher Obhut. Da sich die öffentliche Gewalt um mich gekümmert hatte, fing ich an, sie mit besonderer Zärtlichkeit zu betrachten. Mehr noch. Ich verliebte mich in die Polizei – was nicht ohne Gewicht blieb für einen Menschen, der sich Jahre später um eine Anstellung beim staatlichen Fernsehen bemühte. Das Fernsehen war ja lange Zeit eine öffentlich-rechtliche Anstalt. Der verlängerte Arm der Repressionsorgane, wenn man so sagen darf. Das Aushängeschild des Staates, also auch der Armee und Gendarmerie. Solange ich mich nur auf Jahrmärkten produzieren, Feuer schlucken und auf dem hohen Seil tanzen wollte, war ich dazu verdammt, eine bedeutungslose Privatperson zu bleiben. Das war mir aber zu wenig. Ich wollte höher hinaus. Ich sehnte mich danach, im Namen einer heeren Sache aufzutreten. Im Namen der öffentlichen Ordnung und des Staates überhaupt. So schenkte ich mein junges Herz der Polizei und war glücklich.

Meine Widersacher durchschauten das nicht. Sie sahen nur, daß ich von Ordnungshütern nach Hause gebracht worden war. Für *sie* war ich ein Gesetzbrecher. Sie ahnten nicht, daß ich ein Günstling der Obrigkeit war und daß diese Obrigkeit schützend ihre Hand über mein Haupt hielt. Darum gelobte ich auch, ihr unbedingte Treue zu halten. Ich wollte Recht und Ordnung und war bereit, daraus die nötigen Konsequenzen zu ziehen.

Im Zusammenhang mit diesem Gelübde erinnere ich mich an einen Artikel im Berner Bauernkalender. Da stand geschrieben, die scheinbar so harmlosen Maikäfer seien gefährliche Schädlinge, die das Laub von den Bäumen fressen und das Landvolk in tiefe Verzweiflung stürzen. Als Freund der Obrigkeit durfte ich das nicht zulassen und so beschloß